

Brigitte Stolle (1959) legt hier ihren Imkerroman „**Bienenstich**“ in 2. Auflage vor. Die Autorin arbeitete selbst viele Jahre lang mit Bienen. Ihre Kenntnisse und Erfahrungen mit der Imkerei hat sie in einen spannenden Mannheimer Regionalkrimi einfließen lassen. Erprobte, köstliche **Honigrezepte** finden sich im Anhang.

„Bienenstich ist ein herrlich erfrischendes Buch, dessen Genuss jedem Krimi-Liebhaber der subtileren Art wärmstens empfohlen werden kann“ (Leserwelt)

„Wenn Bienen zu einer tödlichen Waffe werden ...“
(Mannheimer Morgen)

„Du greifst partout zu Ingrid Noll?
Lies doch mal Brigitte Stoll.
Hier fehlt, wie ich soeben seh'
Am Ende noch das kleine e.
Den Lapsus man entschuld'gen wolle ...
Man merke sich: Brigitte Stolle.“

(Paul Baldauf, Schriftsteller)

„Denn so arbeiten die Honigbienen, Kreaturen, die durch Naturgesetz Volk und Reich das Werk der Ordnung lehren. Sie haben einen König und einen Hofstaat mit Beamten jeder Art, von denen einige im Inneren für Recht und Ordnung sorgen; andere wie Händler in der Ferne ihren Einsatz wagen; andere wieder als Soldaten, mit Stacheln bewaffnet, auf des Sommers samt'nen Blüten ihre Nützlichkeit vergeben, deren Ausbeute sie in frohem Flug nach Hause bringen ins königliche Zelt ihres obersten Herrschers; dieser überwacht in Ausübung seiner Würde, die singenden Maurer beim Bau goldener Dächer, die städtischen Bürger beim Mischen und Verkneten des Honigs, die geringen Arbeitsbienen, die an seiner schmalen Eingangspforte mit ihrer schweren Bürde passieren, während düsteres Recht mit verdrießlichem Summen die träge gähnende Drohne ihrem Schicksalsvollstrecker überlässt.“

Shakespeare, Heinrich V.

Brigitte Stolle

Bienenstich

Imkerkrimi aus Mannheim

© 2016 Brigitte Stolle / 2. überarbeitete Auflage

(Die 1. Auflage stammt aus dem Jahr 2009)

Umschlagfoto „Frisch ausgeschleuderte Honigwabe“:

Brigitte Stolle

Textwerkstatt Seckenheim am Wasserturm

Homepage: <http://brigittestolle.de>

Kontakt: b.stolle1@gmx.de

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

978-3-7345-2308-3 (Paperback)

978-3-7345-2309-0 (Hardcover)

978-3-7345-2310-6 (e-Book)

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Weitere Bücher von Brigitte Stolle:

Die Köchin – Eine Groteske

Ameisentage – Drei unordentliche Lesestücke

66 kecke Köchinnen-Limericks

Als Brunhilde, Barbara und ich das Ewige Licht auspusteten - Kindheitserinnerungen

Prolog

Heidelberg im Dezember 1972

Ein richtiger Winter wollte sich in diesem Jahr nicht einstellen. Die Altstadt von Heidelberg lag unter einer trüben Wolkendecke, die für diese Jahreszeit erwartete Kälte war jedoch ausgeblieben. Der nur wenige Wochen alte Säugling, der friedlich schlafend und mit roten Bäckchen in seinem Kinderwagen lag, war trotzdem mollig warm verpackt. Die junge Mutter beugte sich von Zeit zu Zeit über den Wagen, um die Wolldecke zurechtzupfen. Auch außerhalb des Sommers war die historische Altstadt Ziel unzähliger Touristen aus aller Welt. Japaner, Amerikaner, aber auch Deutsche, darunter Ausflügler aus der Region tummelten sich hier gut gelaunt neben den Einheimischen, drängten durch die malerischen Gassen, in die traditionellen Studentenkneipen und anheimelnden Cafés, betrachteten die vorweihnachtlich geschmückten Auslagen oder strebten dem Heidelberger Schloss zu, um das berühmte Fass zu besichtigen.

Wenn das Treiben und Stimmengewirr überhandnahm, prüfte die junge Frau besorgt den Schlaf des Kindes, das sich jedoch in seinem weichen Berg aus Kissen und Decken wohl und behaglich fühlte und keinen Anstoß am hektischen Trubel ringsherum nahm.

Es war ein Sonntag, der einzige Tag der Woche, an dem die Frau keinerlei Verpflichtungen hatte und den sie deshalb mit Begeisterung dem Sohn widmete. Ein Spa-

ziergang an der frischen Luft gehörte ebenso dazu wie die stundenlange intensive Beschäftigung mit dem kleinen Wesen, das Streicheln über das flaumige Köpfchen, das Wiegen auf dem Arm. Während der Woche waren ihr diese Freuden und Zärtlichkeiten nur selten vergönnt. Da sie alleine für ihren Sohn sorgte und niemanden hatte, der ihr dabei half, hatte sie eine schlecht bezahlte Stellung in einem Büro annehmen müssen. Um der Miete, dem Krippenplatz, all den vielen finanziellen Verpflichtungen, die das Leben mit einem Säugling mit sich brachte, gerecht werden zu können, putzte sie abends Büros, während das Kind bei einer älteren Nachbarin untergebracht war, die den alltäglichen Existenzkampf der jungen Frau mit Anteilnahme verfolgte und ihre Dienste unentgeltlich im Rahmen der Nachbarschaftshilfe angeboten hatte.

Die Frau schob den Kinderwagen am Hotel Ritter vorbei und bog dann nach rechts in die Krämergasse ab. Sie waren wieder zu Hause. Die Wohnung befand sich im dritten Stockwerk und bestand aus einem kleinen Zimmer mit Bad und winziger Küche. Als Studentenbude waren die Räumlichkeiten ausreichend gewesen. Nun jedoch, mit dem Säugling und seinem Bettchen, dem Wickeltisch und dem üblichen Babykram, waren die Raumverhältnisse an ihre Grenzen gestoßen. Da zudem der hölzerne Wäschetrockner Tag und Nacht aufgeklappt und mit frisch gewaschener Babykleidung behängt, mitten im Zimmer stand, war seit der Geburt des Kindes die vormals spartanisch und praktisch eingerichtete Wohnung in einen etwas unruhigen und strukturlosen Zustand geraten. Um Platz zu schaffen, waren die

geliebten Bücher in Kartons verpackt und in den Keller geschleppt worden. Auf den beiden Wandregalen türmten sich jetzt Windelpakete, Babypuder, Decken, Fläschchen, all das, was keinen Platz in der Miniküche und im noch kleineren Badezimmer fand. Der chaotische Zustand der Wohnung quälte die junge Frau, die sich redlich Mühe gab, etwas Ordnung in ihre Behausung zu bringen. Aber das regelmäßige Hin- und Herräumen der einzelnen Gegenstände brachte keine wirkliche Lösung.

Die Frau seufzte. Deprimiert saß sie mit dem schlafenden Säugling auf dem einzigen Stuhl des Raumes und umschlang das Kind behutsam mit den Armen wie einen zerbrechlichen und wertvollen Gegenstand. Als es unerwartet die Augen aufschlug und seinen Blick vertrauensvoll auf sie richtete, gab sie sich einen Ruck.

„Wir schaffen das“, flüsterte sie dem Sohn zu. „Wir lassen uns von niemandem unterkriegen!“

Und immer weiter sprach sie gebetsmühlenhaft auf den schläfrigen Säugling hinunter: „Wir beide werden das zusammen schaffen. Du und ich! Wir werden es allen zeigen!“

Dann erhob sie sich, legte das wieder eingeschlafene Kind in sein Bettchen und begann entschlossen, die Wohnung dem üblichen Sonntagsputz zu unterziehen.

Sonntag, 9. Juli 2006

Endspiel Fußballweltmeisterschaft Italien : Frankreich

Das Telefon schrillt mitten in die knisternde Spannung hinein.

„Ja, ist denn das die Möglichkeit?“ Der Mann vor dem Fernsehgerät haut mit der rechten Faust ungehalten und zornig auf die Lehne seines Sessels.

„Verdammt, wer ruft denn jetzt beim Elfmeterschießen an? Das kann doch nur ein Schwachsinniger sein!“

Eben hat der Schiedsrichter Rot gezeigt und Zinédine Zidane vom Platz verwiesen, weil der den Italiener Marco Materazzi mit einem Kopfstoß gegen den Brustkorb niedergestreckt hat.

„Hat der sie noch alle?“

Der Mann vor dem Fernsehgerät kann es nicht fassen. Wenn die Deutschen schon nicht Weltmeister werden, was sowieso „der größte Scheiß überhaupt“ ist, dann doch wenigstens die Franzosen!

Das verzeiht er den Spaghettifressern nie, dass die am Dienstag die Deutschen platt gemacht haben.

„Die haben sich doch bis zum Finale durchgemogelt! Wir waren besser! Eindeutig!“

Der Mann nimmt einen kräftigen Schluck aus seiner Eichbaum-Export-Flasche und stöhnt entnervt auf.

Also Elfmeterschießen ohne Zidane.

„Jetzt fehlt denen der beste Schütze!“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Fairplay ist ein Wort, das Italiener nicht kennen. Denen geht es bloß ums Gewinnen, egal wie. Ein Scheiß ist das!“

Der Mann vor dem Fernsehgerät ist vor Aufregung hochrot im Gesicht, seine Hand schließt sich krampfartig um die Bierflasche, ununterbrochen schimpft er lauthals vor sich hin. Das Telefon gibt keine Ruhe. Er versucht das Klingeln zu ignorieren und verfolgt mit zunehmender Erregung und unter immer lauter werdenden Beschimpfungen und Anfeuerungen das Eins zu Null von Andrea Pirlo („Dieser elende Langhaardackel!“) und das Eins zu Eins von Sylvain Wiltord („Gut gemacht, Junge!“).

Das Klingeln hört auf, endlich, Gott-sei-Dank!

„Das war ja ein ganz Hartnäckiger! Na, dem erzähl ich was, wenn der sich noch mal meldet, so wichtig wird's schon nicht gewesen sein!“

Ein schneller Griff zu den Kartoffelchips.

Marco Materazzi läuft an, schießt ... „Toooor!“

Zwei zu Eins für Italien.

Der Mann mit der Bierflasche schreit hysterisch auf, die Spannung muss sich entladen. Schweißtropfen perlen großflächig über sein Gesicht.

„Das hab ich mir doch gleich gedacht! Spielt den Schwerverletzten! Und jetzt? Reines Glück!“

Eine ganze Handvoll Chips verschwindet auf einmal im Mund und wird laut knurpsend zermahlen. Aber schon geht es weiter. Der Nervenkitzel ist kaum zu ertragen. Auch das hektische Ziehen an der Zigarette schafft keine Abhilfe.

Eine eigenartige Stille herrscht im Stadion, die Zuschauer scheinen wie erstarrt. Auch der Mann vor dem Fernsehgerät greift sich unwillkürlich ans Herz, weil es laut pocht. Ungeduldig zappelt er auf seinen Sessel herum und drückt seine Kippe im Aschenbecher aus.

„Los, mach's nicht so spannend!“

Vor Erregung greift er wie ein Automat zur Zigaretten-schachtel.

„Los, schieß doch. Los, los!“

Ein erneutes Klingeln lässt ihn zusammenfahren. Das Blut schießt ihm in den Kopf.

„Nicht jetzt, du Depp!“, schreit er ungehalten zum Tele-
fon hinüber.

Aber es klingelt weiter.

David Trézéguet, der Franzose, schießt ...

... und donnert den Ball gegen die Latte.

Ein Schrei aus unzähligen Kehlen. Wutentbrannt springt
der Mann auf und reißt den Hörer mit Schwung vom
Telefon.

„Seid ihr denn alle wahnsinnig geworden?“

Außer sich vor Zorn brüllt er in den Hörer hinein.

Dann, mit einem Mal, wird der Aufgebrachte ganz still
und lauscht den wenigen Worten der verstellten Stim-
me am anderen Ende der Leitung nach. Die linke Hand
sucht vergebens nach einem Gegenstand, an den sie
sich festklammern kann und tastet hilflos ins Leere. Das
Blut ist aus seinem Gesicht gewichen. Der Anrufer hat
die Verbindung längst unterbrochen.

Kopflös rennt der Mann los, sein Gesicht ist weiß wie
die Wand. Mit der linken Schulter bleibt er an der offe-
nen Terrassentür hängen, stößt sich schmerzhaft an,
taumelt kurz und hetzt weiter. Er spürt keinen Schmerz
und läuft in den Garten, immer weiter, bis ganz nach
hinten, wo der Gartenpavillon und die drei Bienenkä-
sten stehen. Keuchend vor Anstrengung erreicht er den

kleinen Pavillon. Er stürzt zur Tür, reißt sie heftig auf und poltert in den kleinen Raum hinein.

Nichts! Es ist niemand da. Man hat ihn genarrt. Die Stimme am Telefon ...

Der Mann lacht laut auf, das Lachen fällt ihm schwer und klingt gezwungen. Er lässt sich auf einen Holzstuhl fallen und ringt um Fassung.

Die seltsame Stimme hatte mit kurzen, unmissverständlichen Worten mitgeteilt, dass seine Frau ...

Aber nein, das kann ja gar nicht sein. Almut war doch zum Spaziergehen in den Luisenpark gefahren. Er hat doch selbst das Auto wegfahren hören ...

Also angeblich sollte seine Frau jetzt in diesem Moment, ausgerechnet während des Endspiels, hier im Pavillon mit ihrem Liebhaber ...

Mit fliegendem Blick schaut sich der Mann erneut im Raum um.

Angeblich sollte sie sich in diesem Augenblick hier mit ihrem Liebhaber vergnügen.

Die Stimme am Telefon hatte allerdings nicht von „vergnügen“ gesprochen, sondern eine eindeutig derbere Wortwahl getroffen.

Seine Frau sollte also hier ... „Lächerlich!“ Der Mann schüttelt verstört den Kopf und lacht noch einmal kurz und unfroh auf. Man hat sich ein Späßchen mit ihm erlaubt. „Eine seltsame Art, Scherze zu treiben, weiß Gott!“ Das Aufstehen bereitet ihm einige Mühe.

„Die Welt ist voller Verrückter!“

Mit matten Schritten tritt er aus dem Pavillon hinaus in den Garten. Der Schreck sitzt ihm noch in den Knochen. Aus! Das Spiel ist vorbei, jetzt wird er sich die Wiederholungen und Kommentare anschauen müssen.

Er verspürt keine rechte Freude mehr daran.

„Einfach ärgerlich, das Ganze!“

Im Wegschlurfen nimmt er aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Er wendet den Kopf und sieht die weißgekleidete Gestalt mit dem Imkerschleier und dem Overall aus schützendem Material. Die Gestalt steht direkt hinter den Bienenbeuten, hebt den Honigraum herunter und reißt mit einem Ruck das Absperrgitter heraus. Dann hämmert die Gestalt mit ihren Fäusten wie toll gegen das Holz des Bienenmagazins und beginnt, daran zu rütteln und zu schütteln.

Was sollte das bedeuten?

„Nein, nicht!“ schreit der Mann. „Nicht doch, Vorsicht!“

Er bleibt wie angewurzelt stehen.

„Almut, bist du das?“, fragt er zu der stummen weißen Gestalt hin. Er erhält keine Antwort.

Aber nein, das ist doch unmöglich! Almut weiß doch, dass ...

Der Mann greift unwillkürlich in sein Gesicht. Natürlich hat er die Brille in der Aufregung auf dem Couchtisch liegen lassen. Er beginnt, in Richtung Haus zu rennen. Dieses Mal rennt er um sein Leben. Seine Hauspantoffeln behindern ihn. Er schleudert sie von sich und verliert wertvolle Zeit. Denn schon hat ihn eine Gruppe der aufgescheuchten und empörten Bienen erreicht und umkreist brummend seinen ungeschützten Kopf. Der Mann erkennt die unbändige Wut der Tiere an ihrem hohen Summton und schlägt mit beiden Armen wild um sich. Die Bienen verfolgen ihn durch den Garten. Kurz vor der rettenden Terrassentür sticht die erste schmerzhaft zu. Mitten auf dem Kopf hat sie ihn erwischt. Das hektische Rudern und Schlagen mit den

Händen, der entsetzte Aufschrei, der schwankende Schritt bieten das Bild eines tollwütig Rasenden. Der Mann nimmt einen metallenen Geschmack auf seiner Zunge wahr, er spürt ein heftiges Brennen im Rachen, an Handflächen und Fußsohlen. Der zweite Stich trifft den Nacken. Er spürt seine Zunge anschwellen. Wie ein riesenhafter Fremdkörper liegt sie dick und schwerfällig in seinem Mund, den er nicht mehr vollständig schließen kann. Sein Herz rast in höchster Aufruhr. Kurz bevor die dritte Biene ihr Werk verrichtet, geht er zu Boden. Seine Beine scheinen wie aus Pudding, unfähig, das Gewicht des Körpers zu tragen. Er greift sich keuchend an den Hals, das Atmen fällt ihm schwer. Dumpf lallend ruft er nach seiner Frau, nach seinem Sohn, nach irgend jemandem. Die Kortison- und Antihistamin-Tabletten liegen in der Schreibtischschublade. Hört man ihn nicht? Ein Notfall! Man muss einen Arzt holen. Sitzen die Idioten samt und sonders vor dem Fernsehgerät, schauen die wirklich alle diese blöden Wiederholungen und Kommentare an? Mit Schaum vor dem Mund und auf allen Vieren kriechend versucht der Verzweifelte, die Terrassentür und das schützende Wohnzimmer zu erreichen. Dass es plötzlich drei Terrassentüren an seinem Haus gibt, stürzt ihn in tiefe Verwirrung. Mit glühendem Kopf will er darüber nachdenken, sich erinnern, doch sein Zustand lässt keinen klaren Gedanken zu. Er sackt röchelnd zusammen, krümmt sich wie in Fieberkrämpfen und zittert heftig, bevor ihn eine gnädige Ohnmacht ereilt.

Aber noch immer lassen die Bienen nicht von ihrem Opfer ab.

Zwei Jahre später ...

Als Henri am Dienstag früh um sieben Uhr dreißig nach einem reichhaltigen Frühstück mit Toast, Butter, Käse und Honig das Haus verließ, gingen ihm zwei Dinge durch den Kopf: das Geburtstagsgeschenk für seine Mutter und die kleine Feier, die am Samstag in zwei Wochen aus diesem Anlass stattfinden sollte.

Das Geschenk würde keine größeren Probleme bereiten. Henris Mutter war leidenschaftliche Sammlerin von gehobenem Schnickschnack aller Art: Sammeltaschen, Schalen, Gläser, Figurinen – bevorzugt antiquarisch. Erst letzte Woche hatte er sie wieder einmal in einen ihrer Lieblings-Antiquitätenläden begleitet, eine Tischuhr mit Glasglocke war schon seit Längerem das Objekt ihrer Begierde gewesen. Henri hatte sie sanft bremsen müssen, damit nicht auch noch die sechs zierlich geschliffenen Biedermeier-Weingläser und die weiß-rote Kamee-Dose mit dem Portrait eines jungen Mädchens den Besitzer gewechselt hatten. In einem unbeobachteten Moment hatte er mit dem Ladeninhaber, Herrn Klein, getuschelt und sich die Dose zurücklegen lassen. Henri wusste, dass er seiner Mutter mit dieser kleinen Kostbarkeit viel Freude bereiten würde. Größer als die Freude an dem schönen Gegenstand würde jedoch wie stets das heftige Verlangen sein, alles besitzen zu müssen, was ihr gefiel. Die Dose würde, wie alle anderen Gegenstände, mit ehrlicher Begeisterung entgegengenommen und zu den übrigen Schätzen eingereiht werden. Henri hielt seine Mutter für krankhaft sammelsüchtig, da sie sich nur solange an Neuerwer-

bungen erfreute, bis das nächste Objekt in ihre begehrliehen Augen fiel.

Zu der Kamee-Dose würden sich selbstverständlich auch Blumen gesellen. Obwohl zum Haus ein großer Garten gehörte, in dem die drei Bienenvölker standen, an denen das Herz seiner Mutter hing, und rings umher Blumen aller Art wuchsen – Henri hätte fast keine davon mit Namen nennen können –, gehörten gekaufte Blumen für Henris Mutter unabdingbar zu einem jeden Geburtstag mit dazu. Er durfte jedoch nicht einfach ein Sträußchen auf dem Markt oder in irgendeinem x-beliebigen Laden kaufen. Diesen Fehler hatte er einmal als ganz junger Mann begangen, einfach zehn Tulpen auf dem Mannheimer Wochenmarkt gekauft. Seine Mutter hatte ihm daraufhin einen Mangel an Geschmack, ja sogar Lieblosigkeit vorgeworfen. Ein repräsentativer Strauß, in einem Floristikfachgeschäft von einem – möglichst homosexuellen – Blumenkünstler geschmackvoll zusammengestellt und reichhaltig dekoriert, musste es schon sein. Henri hatte sich achselzuckend gefügt. Im Übrigen waren ihm abgeschnittene Blumenleichen gleichgültig.

Größere Schwierigkeiten bereitete ihm die geplante Geburtstagsfeier. Seit seine Mutter Witwe war, also fast genau seit zwei Jahren, wurde ihr Geburtstag nur noch im kleinen, immer gleichen Kreis, gefeiert: die beiden älteren Schwestern der Mutter: Tante Marga und Tante Renate, die Nachbarin von Gegenüber, mit der auch während des übrigen Jahres gerne ein sonn-tägliches Schwätzchen mit Kaffee, Kuchen und Likör-

chen gehalten wurde – und Henri, der zum Stolz der Mutter die Gäste an der Tür empfing, zum Entzücken der Damen Kuchen verteilte und Kaffee nachgoss und zur Bequemlichkeit aller beitrug, indem er die Tanten nach dem Abendessen mit seinem Auto nach Hause fuhr. In diesem Jahr sollte es erstmals eine überraschende Neuerung geben: Herr Klein vom Antiquitätenladen, Anton mit Vornamen, war ebenfalls eingeladen worden.

Als der Vater vor zwei Jahren verstorben war, plötzlich und unerwartet, wie man in der Todesanzeige lesen konnte, hatte seine Mutter Geburtstagsfeierlichkeiten brüsk abgelehnt. Henri konnte sich noch gut an diese finstere Zeit erinnern: Wie tief die Mutter in Trauer versunken, wie gering ihre Lebenslust gewesen war. Um die Lebensüberdrüssige ein wenig aufzumuntern, hatte er sie zu einer kleinen Feier zu überreden versucht. Da Henris Überredungskünste nicht stark ausgebildet und mit dem Hinweis auf die erst wenigen Tage, die seit dem Tod des Vaters vergangen waren, gänzlich zum Erliegen kamen, hatte er die Vorbereitungen verzweifelt selbst in die Hand genommen und eine kleine Kaffeetafel organisiert. Als wollte ihn seine Mutter für diese Überrumpelung bestrafen oder – vielleicht kam es ihm auch nur so vor – sich aus irgendeinem Grund an ihm rächen, hatte sie ihm auch im letzten Jahr die Bestellungen und Einkäufe vollständig überlassen. Und auch in diesem Jahr sah es ganz danach aus, als sollten sämtliche Geburtstags-Vorbereitungen in seinen Hän-

den liegen, obwohl er doch beruflich stark eingespannt war und für „Haushaltsangelegenheiten“ überhaupt kein Händchen besaß.

Ich sitze in meiner kleinen Wohnung in der Mannheimer Innenstadt. Es ist ekelhaft schwül und temperaturtechnisch völlig gleichgültig, ob ich das Fenster offen oder geschlossen halte. Wenn es offen steht, drängt der starke Geruch des Fisch-Feinkostladens von gegenüber gnadenlos ins Zimmer hinein. Er setzt sich in den Vorhängen fest, in den Sesseln und Kleidern – und ganz besonders in meiner feinen Nase.

Ich brauche eine feine Nase, denn ich bin Detektivin von Beruf. Noch bis vor zwei Monaten war ich Detektivin in einem Warenhaus, bis man mich wegen „Unfähigkeit“ hinausgeworfen hat.

Unfähigkeit!!!

Die Wahrheit ist: ich bin unter falschen Voraussetzungen eingestellt worden. Für den Personalleiter eines Kaufhauses ist der Detektiv in erster Linie ein Jäger: Die Beute wird erblickt, gehetzt, der Jäger schlägt ohne Aufschub zu.

Verglichen mit der Tierwelt bin ich jedoch keine jagende Libelle, die mit ihren geschickten Beinchen einen Fangkorb bildet, schnell und virtuos durch die Luft schießt und ihrer Beute keine Chance zum Entrinnen lässt. ICH arbeite vielmehr wie eine Erdkröte: das be-

dächtige Herantapsen, das unmerkliche Fixieren, das gemächliche Zuschnappen entspricht meinem Wesen mehr. Will heißen: Ich brauche Zeit! Kaufhausdetektiven wird keine Zeit zugestanden, Diebe sind schnell und listig. Entdeckt man sie, muss man sich auf sie werfen, ihnen das Diebesgut entreißen und sie an der Flucht hindern. Nur zweimal haben sich meine Fangarme zu zögerlich bewegt – und schon fand ich mich auf der Straße wieder.

Der Fischgeruch wirkt bei kühlen Temperaturen recht angenehm und verursacht Appetit, während er mir bei Hitze eher lästig ist. Im Winter verzehre ich sowohl Fischbrötchen als auch gebackenen Fisch in rauen Mengen, im Sommer ziehe ich Geruchloses vor. Geradezu peinlich ist mir der Gestank hinsichtlich meiner Klientel. Da in dieser Stadt keine Unmengen an Kaufhäusern existieren, in denen eine arbeitslose Kaufhausdetektivin mit schlechtem Zeugnis rasch einen bezahlten Unterschlupf findet, habe ich ein Gewerbe angemeldet und kurzerhand dieses Schild an meiner Wohnungstür angebracht: **„Karla Kunstwadi – Ermittlungen, Observationen, Beschattungen. Privat und geschäftlich. Diskret und sorgfältig.“**

Das „Sorgfältig“ liegt mir ganz besonders am Herzen. In den Zeitungsannoncen habe ich es trotz Mehrkosten fett hervorheben lassen. Es sollen keine falschen Vorstellungen hinsichtlich des Tempos meiner Ermittlungstätigkeit geweckt werden.

Und doch sind eifersüchtige Ehefrauen nicht bereit, allzu lange auf meine Ergebnisse zu warten. Auf Ergebnisse wohlgemerkt, die unangenehm und so schwer zu verdauen sind wie ein verzwiebeltes Heringsbrötchen. Sie wollen sich schnellstmöglich einen genauen Überblick über ihr Unglück verschaffen und zahlen für schlechte Nachrichten überraschend gut.

Ich sitze rauchend auf Parkbänken, stehe in Hauseingängen und vor Bürogebäuden und warte in aller Ruhe ab. Ich schleiche mich an Männer heran und hinter ihnen her, beobachte, fixiere und fotografiere. Ich trinke Cappuccino an Nebentischen, blättere gelangweilt in Zeitschriften und lausche den immer gleichen ermüdenden Gesprächen verliebter Paare. Den Cappuccino setze ich auf die Spesenrechnung. Meine Kundinnen sind zufrieden, zahlen und zucken ob der hohen Preise mit keiner Wimper. Wenn sie ungeduldig werden, werfe ich ihnen ein paar beunruhigende Köder vor die Nase, mache geheimnisvolle Andeutungen und verspreche Informationen in Kürze. Die Miete in der Innenstadt, selbst für übelriechende Bruchbuden, ist nicht billig. Abspringende Kundinnen sind mir unangenehm; eher rücke ich vorzeitig mit Informationen heraus. Bei sehr eiligen Damen auch mit solchen, die eventuell noch gar keine sind.

Diese Dame, die jetzt vor mir steht, ist sehr elegant gekleidet. Sie trägt teure Schuhe, ein schmuckes Handtäschchen und eine aparte Frisur. Ihre gepflegte Nase

schnuppert unzufrieden im Zimmer herum. Ich schließe das Fenster und biete ihr einen Stuhl an. Meine gesamten Habseligkeiten sind in einem Zimmer zusammengepfercht, so dass ich die Kunden in dem zweiten Raum empfangen kann. Diesen Raum habe ich mit bescheidenen Mitteln in ein schlichtes Büro verwandelt: ein Schreibtisch, ein Aktenschrank mit vielen leeren Aktenordnern, zwei Stühle. Telefon und Laptop auf dem Tisch. An der Wand ein abstraktes Gemälde in seriösen Blautönen, das mich allerdings ein kleines Vermögen gekostet hat. Ich nehme mit Befriedigung wahr, dass der Blick der Dame an dem Bild hängen bleibt.

„Sie besitzen keinerlei Referenzen“, sagt sie mit entwaffnender Frechheit und steckt sich eine Zigarette an, „Ihre paar armseligen Aufträge reichen kaum zum Überleben, Sie nehmen was Sie kriegen können und halten den Mund, wenn man Sie gut bezahlt!“

Ich bin erschrocken und reagiere beleidigt: „So ein negatives Bild haben Sie von einer Privatdetektivin?“ frage ich pikiert und schiebe ihr einen Aschenbecher zu.

„Eigentlich nicht!“ lächelt die Dame. „Aber ich habe Sie beobachtet. Sie scheinen mir genau die Richtige für meine Zwecke zu sein.“

In diesem Jahr verspürte Henri überhaupt kein Verlangen, an dem Kaffeekränzchen teilzunehmen. Nicht, dass er etwas Wichtigeres vorgehabt hätte. Es war nur so, dass sich seit einiger Zeit etwas in ihm entwickelt